

"Saanen"

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ad. Clève: Schneeschmelze.

(Klischee aus „Saanen“, VII. Band des „Bärndütsch“-Werkes von Dr. Eman. Friedli. Verlag A. Franke u. G., Bern.)

Der Aufruhr, der sich beim Lesen dieser Verse in der Stadt erhob, war ein unbeschreiblicher. Die Bürgerschaft war so erregt, daß sie kaum die Hälfte der mit Spizen und Zaden versehenen Weggeln zum Frühstück essen mochte, und sie infolgedessen am nächsten Morgen altbacken verzehrte, was den Bäckermeistern der Stadt einen namhaften Ausfall verursachte. Vor allem war die Frauenwelt außer sich ob dem Schimpf, den der Entflozene seiner Frau angetan, und der schöne Brecht wäre wohl nicht lange mehr der schöne Brecht geblieben, hätten die Erzürrten den Redaktor erwischen können. Ein allgemeines Mitleiden schwebte über dem Hause der guten Ottilie wie eine rötliche Abendwolke. Sie wußte sich vor Scham und Schmerz in ihrer tiefen Bekümmernis nicht zu helfen und verließ wochenlang ihre Wohnung nicht.

Der Augenblick war nun gekommen, wo sie erfahren sollte, was es heißt, eine Familie zu haben. Es regnete ihr Wohlthaten ins Haus. Die Aermereu — soweit man von Aermereu reden konnte — brachten das Notwendigste, als Tee, Schokolade, einige Pakete der neumodischen Stearinkerzen, und ein paar Flaschen Neuenburger, denn sie hatten alle bei St. Blaise Neben. Die Bemittelten liehen ihr einen Sad Zucker und einen Sad Kaffee ins Haus Schaffen, von dem sie annahmen, daß er der guten Frau ein Leben lang reichen würde, und legten einen Briefumschlag mit einer Banknote darin unter das „Blomb“ auf ihrem Arbeits-tisch. Die Raiven drückten ihr etwa eine Silberrolle in die Hand, denn sie wollten sich an Ottiliens Freude erquiden, erlebten aber Enttäuschungen, denn Ottilie wurde nur rot, nickte mit dem Kopf und drückte ihnen die Hand. Sie sagte

nicht einmal „vergelt's Gott tausendmal“, was einem Wohl-täter doch so angenehm klingt.

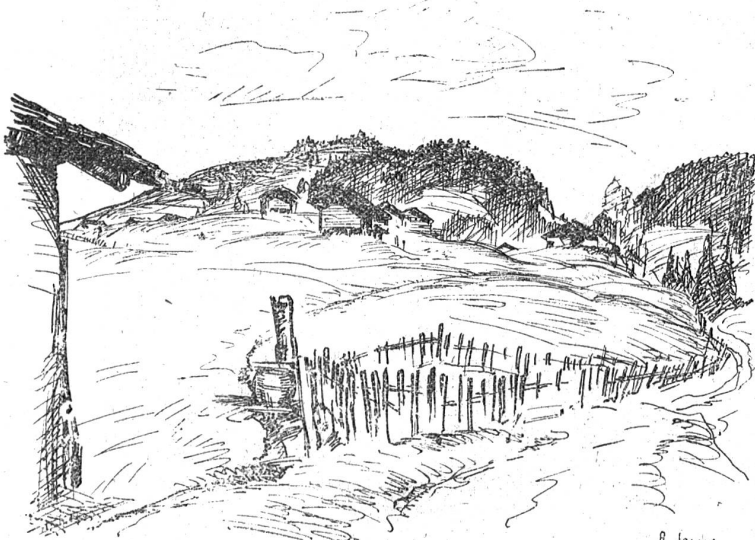
Die tiefsten Schatten liehen trotzdem nicht lange auf sich warten. Geld war in kurzer Zeit keines mehr da, denn Brecht hatte Schulden hinterlassen. Die Wohnung mußte aufgegeben werden. Wohin mit der Frau? Wo sollte sie ihr Rind zur Welt bringen? Wovon sollte sie künftig leben? Wieder trat die Familie zusammen. Diesmal nicht mehr bei der Großmutter — denn sie war gestorben und nannte auf dem „Monbijou“ eine prachtvolle Marmorsäule ihr eigen mit einer Trauerweide darüber —, sondern bei der kleinen etwas verwachsenen, herzensguten und vermöglichen Tante Marie, die in der Marktgasse Adeline Petitpierres breites, schönes Haus bewohnte, aus dem aus allen Fenstern die roten Kissen und bunten Blumen leuchteten, die den stilvollen Häusern der Stadt ein so freundliches Gepräge geben. An einem Sonntagnachmittag fanden sich alle zusammen, Ottilie ausgenommen, da man natürlich ohne sie besser reden konnte, wie einem ums Herz war.

(Fortsetzung folgt.)

„Saanen“.

VII. Band des „Bärndütsch“-Werkes von Dr. Em. Friedli.
Verlag A. Franke u. G. Bern. Geb. Fr. 25.—

Wir haben den neuesten „Bärndütsch“-Band von Dr. Friedlis großangelegtem Sprach- und Heimatkundewerk bereits angekündet. Der Band bildet in gewissem Sinne einen Abschluß des Unternehmens, insoweit als der Verfasser auf seiner Wanderung kreuz und quer durch das Bernerland in dessen Südwestecke angelangt ist und ihm hier die Kantons-



Am Chrinne.

(Aus Dr. Eman. Friedlis „Bärndütsch“-Werk „Saanen“.)

grenze ein Halt entgegenruft. Er müßte denn noch einmal sich umdrehen und den Forscherweg durch das Bernerland ein zweites Mal gehen wollen. Wie wir Herrn Dr. Friedli kennen, fehlte ihm dazu nicht der Wille und die stofflichen Anhaltspunkte. Aber höhere Notwendigkeiten legten ihm dem Entschluß nahe, zunächst einen zusammenfassenden Abschlußband zu verfassen. — Wie bei jedem früheren Bande mußte sich der bienenfleißige Verfasser bei der Zusammenstellung seines „Saanen“-Buches in Entsagung üben: er mußte des Raumes wegen große Stoffgebiete, so eine urkundlich belegte Geschichte des Saanenlandes, auf die Seite legen. Mit Mühe brachte er diesmal ein Schlußkapitel unter Dach und konnte so einem lang gehegten Herzensbedürfnis gerecht werden.

Um so mehr konnte bei der drängenden Stofffülle auf die Auslese des Besten Bedacht genommen werden. So macht denn der „Saane“-Band tatsächlich den Eindruck des Gereiften und Vollendeten. Er ist gefüllt bis zur letzten Zeile mit wertvollem Wissen über ein Ländchen und Völklein, das in mehr als einer Beziehung das Interesse des Forschers herausfordert. Denn die Lage des Saanenländchens im Winkel, wo die Wasserscheide nach zwei Nachbarantonen mit anderer Sprache und anderer kultureller Blickrichtung hin weist, bringt es mit sich, daß das Sprachgut, weil durch romanische Einflüsse bereichert, vielgestaltiger ist als etwa das drunten im Hügelland.

Wir haben bei Besprechungen früherer „Bärndütsch“-Bände auf Dr. Friedlis Arbeitsmethode hingewiesen. Hier möchten wir nur auf seine Kunst aufmerksam machen, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen und sie so mit Begeisterung und Hingabe für sein Werk zu füllen, daß sie sich ganz der gestellten Aufgabe dienstbar zu machen wissen. So fügen sich denn auch die Beiträge dieser Mitarbeiter durchaus organisch der Darstellung ein. Es verdienen als Beiträger hervorgehoben zu werden die Herren Robert Marti-Wehren, Lehrer in Bern, und Dr. A. Jäggi, Seminarlehrer in Bern; sie bearbeiteten das wertvolle Kapitel „Volksglaube“; ferner Herrn A. Seewer, Lehrer in Gsteig, als Verfasser der tief-schürfenden Studie über das Saaner Haus. Dann haben eine Reihe anderer sprach- und sachkundiger Lehrer der Landschaft dem Werke tatkräftige Unterstützung geliehen.

Wie schon in früheren Bänden haben auch hier wieder Künstler und Photographen sich um die illustrative Ausstattung des Werkes verdient ge-

macht; vorab die Kunstmaler Minger und Gorgé, die hier wie in allen früheren Bänden wieder, mit Zeichenstift der eine und mit dem Pinsel der andere, mitgearbeitet haben; dann die Kunstmaler A. Jäger-Engel in Zwann, A. W. Züricher in Sigriswil und seine Schwestern B. und G. Züricher in Bern, Gottfried Lanz von den Saanenmössern, Adolf Tiede und Architekt Oskar Weber in Bern. Herr Arnold Seewer hat die von ihm bearbeitete Baukunde selbst geschickt illustriert und Marti-Wehren hat die Großzahl der photographischen Aufnahmen zu den Illustrationen besorgt.

Aber ein erfolgreiches Zusammenspielen all dieser zum gemeinsamen Werke sich gefundenen Kräfte wäre nicht möglich gewesen ohne den über dem Ganzen schwebenden guten Geist; und diesen verkörpert der jetzt 81jährige ewig junge und unermüdetlich tätige Dr. Friedli. Ohne seinen begeisterten Wille zur Tat, ohne seine überragende Kenntnis der Sprachengesetze und seine gut ausgedachte Methode wäre das Werk in der heutigen geschlossenen und erfreulichen Form nicht denkbar.

Wir können den reichen Inhalt des „Saanen“-Buches nur ganz oberflächlich skizzieren. Dr. Friedli geht wie immer vom geographisch Gegebenen aus. Er spricht von der Landschaft, wie sie den Namen Saaneland-Sonnenland verdient, von ihren wilden Reizen, von den Gletschern und den fließenden und stillen Wassern des Landes, von dessen Gräten und Gründen und wie der Mensch in den Namen, die er diesen Dingen gegeben hat, ihre Art und ihre Beziehungen zu Mensch und Tier sinnvoll charakterisiert hat. Hier nur ein rasch herausgegriffenes Beispiel für Friedlis Darstellung*): „Bi n üns het nit jeda Stei e Name“, reklamierte ein Randersteger; und „Berge heißen nicht“ fertigt ein Geispenpeter das namenshungrige Heidi ab. Allein, erstaunlich ist es doch, was die Anschauungsschärfe und Phantasiekraft alter Sennen für bleibende Zeugnisse in Vertlichkeitsbezeichnungen hinterlassen haben. — Vom Frischewärt als abgedämmter Weide auf der Höhe zwischen Lauenen und Turbad hebt sich die langgezogene Keesie (Kahja, Kaie, Kane) ab. D'Keesi heißen einige Heimwesen im Saali. Und so als grünes Fluchband manch ein Bündel, dessen kühn entschlossenes

*) das wir hier ohne phonetische Zeichen wiedergeben müssen.



Staafelduchi uf Oberbärg.

(Aus Dr. Eman. Friedlis „Bärndütsch“-Werk „Saanen“.)

Begeben sich in der Redensart abspiegelt: Dür d' s Bändli zum Schaß... Ein Flußband über der obern Saane, sowie am Meiel heißt der Baach (die Bant)... Der vom Ormont her nach dem Kalberhöni führende Paß „gabelt“ sich als le col de Jable (und als „le Chablais“); das Zabli... Der Pantel (franz. le pantel, Hemmlschilt) in den Staldeflüehne einerseits, die mit Chnopf wortgenössigen Chnuppe und Chnubla anderseits führen über zu Teilen des Menschenleibes. So zu den Site (Lauenen und Turbach), zur Chnöuwisegg, zum Tumme (Gastlosen). Ein an der Westseite der Wipile in den Wald eindringendes Weidlen heißt in spaßhaftem Vergleich das Strumpfschäppi. Das ansteigende Stück ist die Färschene“ usw.

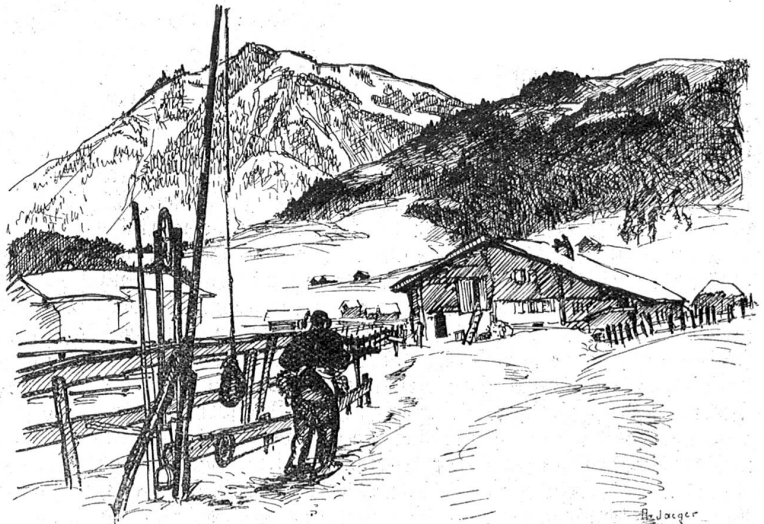
Zwei lange Kapitel sind der Wiese und der Weide gewidmet. Ein besonders schöner Abschnitt darin ist der vom Bärghöuw. Das dustende, den Kühen beförmliche und milderzeugende Bergheu ist in den kleinen Viehbetrieben der Saanenbäuerlein besonders geschätzt und der Bergheuet darum eine freudig erwartete und trotz mühsamer Arbeit froh verlebte Zeit. Die Heuer begeben sich mit Werkzeugen und Proviant für mehrere Wochen in die Berge, wo sie in primitiven Hütten nächtigen. Sie mähen die steilen Halden, oft mit Griffseisen an den Schuhen, häufen das dürre Heu zu kunstvollen Tristen, um es im Winter mit Schlitten ins Tal hinunter zu holen. Mit der liebevollsten Umständlichkeit, die sich keinen einzigen Ausdruck entgehen läßt, schildert Friedli das Erleben der Bergheuer. Geschickt verwendet er dabei Aussprüche intelligenter Schüler aus dem Turbach-Schulhaus (Lehrer Frutichi), in denen das urtümliche Fühlen des Bergvolkes bei der Arbeit voll zur Geltung kommt.

Natürlich mußte der Verfasser im Anschluß an diese Kapitel auf die wichtigste Erwerbsbeschäftigung im Saanenlande, auf die Viehzucht, zu sprechen kommen und auf die Produkte der Milchwirtschaft: Milch, Anken und Käse, Zieger und Zuder (letzteres Produkt gewann man früher in den Alpentälern durch Eindampfen der Molke).



6steig.
(Aus Dr. Eman. Friedlis „Bärenbütsch“-Werk „Saanen“.)

Folgt das Kapitel über die Kleider und die Volkstracht; weiter das schon erwähnte Baukunde-Kapitel (Gmächendi); dann das Kapitel „Vom Heim zur Heimat“;



Der Seiler an der Arbeit.
(Aus Dr. Eman. Friedlis „Bärenbütsch“-Werk „Saanen“.)

das Aufschluß gibt über Familien- und Personennamen und über das Sprachgut, das mit der Arbeit im Hause zusammenhängt. Aufschlußreich ist der folgende Abschnitt: „Leib und Leben“, in dem die Ausdrücke des täglichen leiblichen Lebens erörtert werden. Man dürfte es nicht für möglich halten, daß der Saanen-Dialekt über hundert Ausdrücke für den Begriff Gehen kennt. Die Turbachschüler haben sie für „Saanen“ aufgeschrieben. Trample, trogle, tschargge, stapfe, trotte, trogle sind auch uns im Lande drunten geläufig; aber mit hämpe, pflutsche, gluttschne, hüksne, schlofne, schlode, tschummle, trunggle, tschoffle usw. wüßten wir kaum viel anzufangen.

Folgt das Kapitel „Volks Glaube“, das eine originelle Sammlung alter Volksfagen und Volksbräuche darstellt, wie wir sie für das nahe Simmental und andere Landesteile ähnlich schon besitzen. Wir können es nicht versagen, einige Stücke aus diesem Abschnitte im Anhange abzdrukken, zugleich als Beispiele für die Eigenart des Saanen-Dialektes.

Die Schlußkapitel beschäftigen sich mit den Bräuchen und dem geistigen Leben der Landschaft. Was die Saaner unter ihrem „Suffunntig“ verstehen, vernehmen wir im Kapitel „Geselligkeit“. Wir glauben ohne weiteres, daß sich das „suuffe“ ursprünglich auf die Mide bezog, die man bei solchen Bergfesten so viel man wünschte zu trinken bekam (nach Friedli bedeutet „suuffe“ behaglich schlürfen und nicht wie bei uns etwa unmäßiger Alkoholgenuß=„saufen“).

Im Abschnitt „Aus dem Saaner Mundart-Schrifttum“ lernen wir einige markante geistige Persönlichkeiten des Saanenlandes kennen, so den vor vier Jahren verstorbenen Rudolf Wehren, Oberlehrer in Saanen und Redaktor des von ihm gegründeten „Anzeigers für Saanen und Obersimmental“ mit der Sonntagsbeilage „Echo vom Olden“; ferner ist dem in den 80er Jahren jung verstorbenen begabten Saanendichter J. J. Romang ein Lebensbild gewidmet und sind Proben seines Schrifttums gegeben. Dann stoßen wir hier auf ein ganz originelles bäuerliches Erzähl-talent, den alten Christian Reichenbach von Lauenen, den schon vor Jahren Gertrud Züricher zur Veröffentlichung seiner „Abesitz“-Erinnerungen aus der Jugend veranlaßte (im „Berner Heim“) und der nun hier eine ganze Reihe interessanter volkskundlicher Bilder und Sagen in urbigem Dialekt erzählt.

Den Schluß bildet das Kapitel „Aus Schule und Kirche“. Hier deckt der Verfasser die geistigen Kräfte auf, die am Bau der eben geschilderten Kultur wesentlich mitbeteiligt waren und heute in vermehrtem Maße beteiligt

sind. Denn die Jetztzeit mit ihren hohen Anforderungen an jeden einzelnen Menschen frägt bekanntlich mehr nach dem Un- und Hinzugelerten als nach dem Ueberlieferten und Uebertragenen, und darum tritt das alte Kulturvolk auch immer mehr in den Hintergrund gegenüber dem Zustrom an Neuem aus dem großen Kulturreservoir der Niederungen und der Großstädte. Die Dialekte schleifen sich ab, die Erinnerungen an das große sachliche Erleben, das in der urtümlichen Volkssprache aufbewahrt ist, geht im Laufe der Jahre verloren. Werke, wie Dr. Friedlis „Bändütsch“ vermögen in diesem Prozeß nur retardierend zu wirken. Und doch bedeuten sie einen Kraftzuschuß sondergleichen für unser Volkstum im Kampfe gegen den verflachenden und verwässernden Einfluß der Halbkultur, die das wogende Meer des Zeitgeschehens als Spritzer in unsere Täler hinausschickt. Friedlis Werk ist ein Jungbrunnen für uns, aus dem wir gerne und mit Gewinn für unser innerstes Erleben schöpfen und das wir dereinst mit freudiger Genugtuung unseren Kindern übermachen werden mit der ernstlichen Mahnung, in gleicher Weise daraus Kraft und Erneuerung zum kraftbewußten Volkstum zu schöpfen. H. B.

■ Aus dem Kapitel: „Volksglauben.“ ■

Es Schälmezwärgli.

Emene Chüeier uf Stalbe ist emal d's ganz Summermulche miskraate. Er hät dehtwäge d's Zwärgli, wa n under der Loggelisflueh ist dabeime g'si, g'fragt, ob ääs 'mu rit chännti us s'im Ung'fäll hälffe. Bhüet is wohl! macht d's Zwärgli, u git mu es roots Salb für darmit d'Cheeseni am Morge vor Sunenufgang iz'ribe. Aber der Chüeier ist doch e-m B'iz mis'krüwa g'si u hät emel z'eerst numen ganz es chelis Lumeli g'salbet. Chum ist er färtig, so flügt das Cheesli zur Tüür us un ist gäge d'Toggelisflueh hit verschwunde. Du hät er tiffig de Kääste Salbi an di große Steina g'striche, wa z'ringsetum um d's Steefeli si g'läge. Druf hein die sich och ang'fange weigge, sin gäre d'Toggelisflueh uehi 'troolet u hein das Schälmezwärgli z'Tod g'schlage.

Nidle zieh.

Es arms Schuesterli us der Bissen ist i d'Pauene zu n ere Familie uf d'Stör. Da hät's g'feeh, daß d'Husmueter all Tag im Stooßaachtüßli anset, u si hein doch ekeis Beeh g'habt. Daas ist däm Schuesterli verdächtigs vorchoo. Wa d'Frau en Augemblick usi geit, gugget 's dän Chübel hinder em Ofen aan, dreeijt 'ne n e chlei uf d'Site u g'feeh, daß e Zädel d'runder ligt. Uf däm hät's g'heije:

Us ietwäderem Hus es Löffeli volls,
Das git mier ooch es Chübeli volls.

Der Schuester hät das Bapirli g'schwind i Sack g'füctt un ist wider uf sis Stüehli g'fasse. Nach eme Schwidli märrt er, daß mu d'Nidle n us dem Hofesack rümt. D's Schuehmacherli ist verlages worde u hät g'leit, äs sigi mu schlächt, es müehi heim. Wa 's dabeimen ist g'si, nimmt's es Chässeli i d'Stube u leit das Zädeli d'runder. Der Chässelibodem ist uf der Ställ nideliga worde, un es hät geng g'meehret u g'meehret, u nach eme Schuehli ist d's Chässeli volls g'si. Ds Mändeli hätti du Nidlen g'nue" g'haben, un es isch 'mu hübschelich wah worde. Es nimmt dā Zädel u würft 'ne zum Pfääster usi. Bald ist der Tüfel verbi choo, hät vor em Hus das Bapirli z'fameg'läfen un ist froh g'si, daß er ekei Nidle meeh hät b'brucht f'fürerz'schaffe.

Zum Milch zieh hät öpper e Chrotta under der Gäpfe g'habt.

Sinn-Spruch.

Retord und Ehren, Geld, Vergnügen aller Art und schöne Kleider, gutes Essen: Schale Freuden! Wo ist das Glück? Die Menschen jagen unermüßlich suchend hier und dorthin nach dem Glück — und bergen doch das wahre Glück der Gottesharmonie nur in sich selbst.

Roland Bürti.

Der Schweizer und der Reichsdeutsche.

(Ein Gespräch.)

... und der Schweizer, so verschieden ihn die einzelnen Kantone auch entwickelt haben mögen, trägt das Bewußtsein aller seiner verbündeten Landschaften an einer eigentümlich bereiten und fruchtbaren Stelle seines sonst nicht leicht durchdringlichen Gemüts.

H. W. RITTE.

Der Reichsdeutsche: „... Schweizer sind Sie? Na, eigentlich also: Deutscher Schweizer Staatszugehörigkeit, wie?“

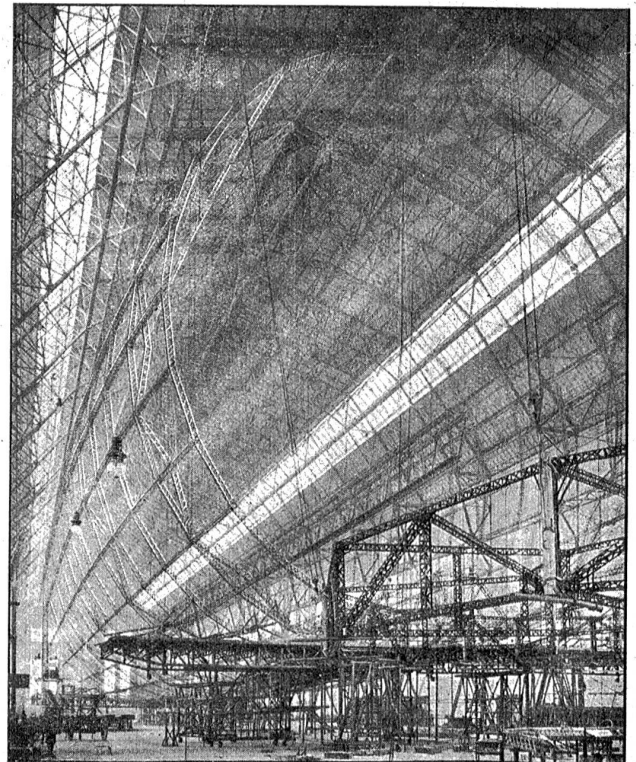
Der Schweizer (für sich murmelnd): „Eh du hähers Schnörewagner! (Laut) Nein, das stimmt nicht! Schweizer sind wir!“

Der Reichsdeutsche (ihm auf die Schulter klopfend): „Guter Mann, Sie verwechseln Staatsbewußtsein und Nationalbewußtsein.“

Der Schweizer: „Poß verfluecht abenang! Da git's nüt z'erwächsle! — Ich sage Ihnen nochmals: wir sind Schweizer, wir fühlen uns als Schweizer und nicht als Deutsche, wenn man schon im Ausland herum immer glaubt, die alemannischen Schweizer seien Deutsche. — Nüt für unguet, aber Ihr zum Beispiel, wie Ihr da so vor mir steht und spricht — Ihr seid mir eigentlich fremd...“

Der Reichsdeutsche: „Na ja! Aber doch wohl eigentlich weniger fremd als zum Beispiel einem französischen Schweizer gegenüber, wie?“

Der Schweizer: „Daß wir zwei da nun zufällig die selbe Sprache sprechen, das macht es noch lange nicht aus. Der Weltsche steht mir näher, lieber Herr, nicht allein, weil wir Eid-Genossen sind, auch sonst noch... Sehen Sie, die Landschaft und die jahrhundertalte demokratische Entwick-



Das größte Luftschiff der Welt,

der stolze Zeppelin L. Z. 127 geht gegenwärtig in der Werft in Friedrichshafen seiner Vollendung entgegen. Das Riesenschiff übertrifft den „Los Angeles“, der den Flug „Europa—Amerika“ vollführte, in jeder Beziehung. Dr. Eckener, der Leiter der Zeppelin-Werke, wird nach Vollendung des Luftschiffes damit eine Reise um die Welt vornehmen. Nachher wird es voraussichtlich an die spanisch-argentinische Luftverkehrsgesellschaft verpachtet werden, die beabsichtigt, im Herbst 1928 einen regelmäßigen Luftschiffverkehr zwischen Sevilla und Buenos Aires zu eröffnen. — Obenstehendes Bild zeigt das Schiffsgerippe im Bau. (Gliché „Schweizerfamilie“.)